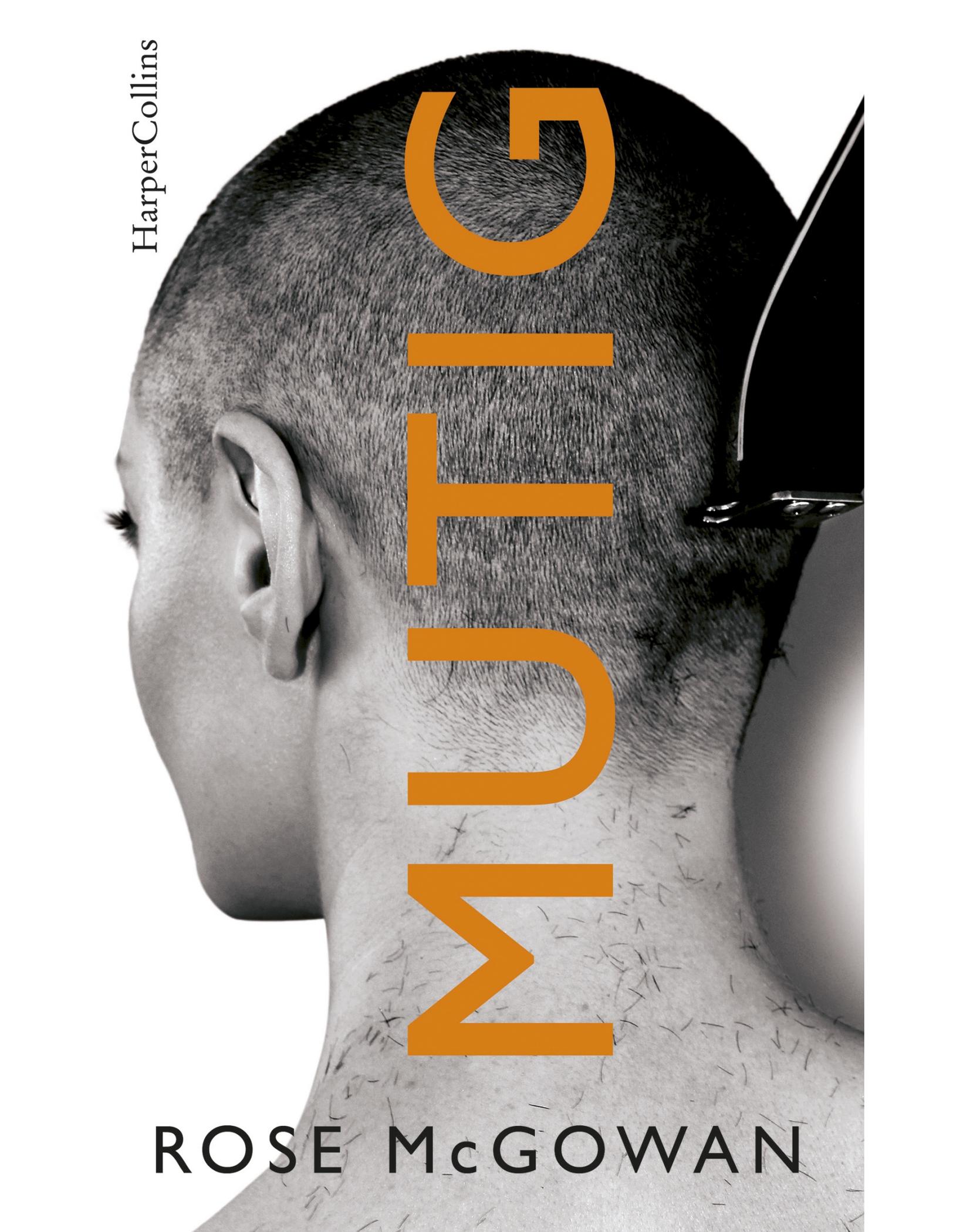


HarperCollins



GENIUS

ROSE MCGOWAN

manchmal, um die Dramatik des Moments zu verstärken. Und das hier war Drama pur! Es schüttete wie aus Kübeln.

Welch eine Ironie, dass mein Vater ausgerechnet den regenreichen Pazifischen Nordwesten der USA als neue Heimat für mich auserkoren hat.

AMERICAN GIRL

In der Bordtoilette des Flugzeugs, das mich nach Amerika brachte, sah ich mich zum ersten Mal in einem Spiegel. Im ersten Moment wusste ich gar nicht, was ich da sah, weil ich keinerlei Verbindung zu dem Gesicht hatte, das mir entgegenstarrte. Ich wusste auch nicht, dass ich gleich in einer völlig anderen Welt landen würde, in einer Welt, in der ich lernen würde, was man alles nicht tun kann, weil man ein Mädchen ist, und auch, dass man beschissen dran ist, weil man ein Mädchen ist. Ich würde lernen, dass es so etwas wie eine rosa Schuluniform für die Psyche gibt. Nach meiner Ankunft in den USA kam ich zunächst in eine kleine Wohnsiedlung auf einem Gelände der US-Marine. Ich kam also von Florenz nach Gig Harbor im US-Bundesstaat Washington. Oder, um es deutlicher zu formulieren: Ich kam von der Wiege der westlichen Zivilisation an einen Ort voller prolliger Rednecks und hochgebockter Trucks mit riesigen Rädern. Amerika war furchterregend. Laut. Schriill. Das Essen hasste ich von der ersten Sekunde an. Ich hasste die aggressive Art der Menschen. Mein Vater hatte meinen Bruder und mich zu meiner Stiefgroßmutter Dorothy vorausgeschickt – wieder mal ein Erwachsener, den ich nicht kannte, mit dem ich mich aber gefälligst verbunden fühlen sollte. Sie war groß, brünett, Raucherin und hatte ein lautes, kehliges Lachen. Und sie liebte Amerika. Sie redete in einem fort davon. Meine erste Nacht in den USA verbrachte ich in panischer Angst, denn sie hatte mir erzählt, dass in der Nacht ein Bär kommen und mich fressen könnte. Das Einzige, was sie kochen konnte, war Tomaten aus der Dose, und ich weinte bitterlich, weil ich das italienische Essen so sehr vermisste.

Wir aßen meist im Denny's, einer Fastfood-Kette mit schrecklichem Essen, dem allerschrecklichsten, was die amerikanische Küche zu bieten hat. Es gab eine große Speisekarte mit Bildern darauf. Ich freute mich riesig, als ich ein Bild mit Spaghetti entdeckte, sodass ich ganz aufgeregt und wild gestikulierend anfing, Italienisch zu reden. Dann kamen die Spaghetti – ein völlig verpappter Klumpen. Ich nahm die Gabel, wollte ein paar Nudeln aufnehmen, doch anstatt, dass sie sich locker aufwickeln ließen, blieben sie als eine einzige Pampe zusammenkleben. Noch dazu hatte sich unter diesem Spaghetti-Klumpen eine lauwarne Wasserlache gesammelt. Ich konnte nicht anders, ich weinte los, weil ich wusste, dass mein Leben nie mehr so sein würde, wie es einmal gewesen war. Ich war in einer Welt voller frittiertes Kartoffelecken und Käse aus der Sprühdose gelandet, und es gab kein Zurück. Fuck!

Alles war anders. Nicht nur das Essen, auch das Land, die Bäume, die Geräusche. Es regnete ununterbrochen. Die Autos waren wahnsinnig groß und wahnsinnig laut. Auch die Menschen waren wahnsinnig groß und wahnsinnig laut! Und Häuser aus Holz hatte ich noch nie gesehen. In Italien waren alle Häuser aus Stein. Ich war zuvor noch nie unter Amerikanern gewesen. Ich hatte noch nie Musik gehört, die aus Lautsprechern dröhnte.

Wenn im Supermarkt die Werbedurchsagen losgingen, drängten mein Bruder und ich uns dicht aneinander. Wir hatten noch nie Neonlichter gesehen. Wir hatten noch nie orangenen Käse gesehen.

Liebes Amerika, warum ist dein Käse orange? Wer, bitte, hat das beschlossen: »Lasst uns doch mal einen Käse in einem unnatürlichen Orangeton machen!« Was soll das? Mein Bruder und ich fanden das urkomisch. Wir deuteten mit den Fingern mal dahin, mal dorthin, glucksten und kicherten. Doch eigentlich gab es nichts zu lachen, die Angeschmierten waren wir. Das war's, wir saßen hier fest.

An meinem ersten Tag auf einer öffentlichen Schule musste ich vor die Klasse treten und das sogenannte *Pledge of Allegiance*, das »Treuegelöbnis« anführen, mit dem jeder Unterrichtstag in Amerika beginnt. Das heißt, ich musste meine unverbrüchliche Treue auf die Fahne der Vereinigten Staaten von Amerika schwören. Ich wusste gar nicht, was das sein soll, *Pledge of Allegiance*. Ich verstand zwar Englisch, doch ich weigerte mich, es zu sprechen. Ich hörte den Lehrer sagen: »Damit werden wir dir die Kommunistin noch austreiben.« Ich sah den Lehrer an und sagte nur: »Fascistas.« Faschisten. Das waren die Italiener während des Kriegs, keine Kommunisten, du Dummkopf.

Damit war die Willkommensbotschaft unmissverständlich: Du bist anders. Und diese Andersartigkeit müssen wir dir austreiben.

Es gibt einen hartnäckigen Mythos, wonach Amerika den Individualismus glorifiziert, aber glaub mir, wenn du wahrhaft individuell bist, wirst du verfolgt. In den Schulen kriegt man die entsprechende Propagandaversion der Welt und der Geschichte eingebläut. Die Schwachsinnsversion. Bis zum Schulabschluss ist man dann so weit und singt mit allen anderen zusammen im Chor: »Oh ja, Amerika, die Weißen sind die Nummer eins!« Warum? Warum singt man von Amerika als die Nummer eins? Wenn man sich die Statistik mal genauer ansieht, ist Amerika überhaupt nirgendwo mehr die Nummer eins auf der Welt, abgesehen vielleicht von Fettleibigkeit, Todesopfer durch Schusswaffen, Todesstrafe und Inhaftierungsraten. Ah, und natürlich von militärischer Gewalt und dem anderen großen Export: dem amerikanischen Film und Fernsehen.

Und schon höre ich es, das Geschrei reaktionärer Betonköpfe, von wegen in anderen Ländern ginge es viel schlimmer zu oder dann geh doch, wenn's dir hier nicht passt, und so weiter und so fort. Ich frage mich vielmehr: Warum es nicht besser machen? Warum sollten wir uns ständig überlegen fühlen, nur weil es andernorts noch schlimmer zugeht? Diese Logik erschließt sich mir nicht. Wir können nur besser sein, indem wir anders denken. Zu glauben, alles was anders ist, abstreifen zu müssen, ist der FALSCHER Weg. Und zu glauben, alles homogenisieren zu müssen, um sich in der eigenen Komfortzone möglichst behaglich einzurichten, weil jegliches Unbehagen nicht gottgefällig ist, ist ebenfalls der FALSCHER Weg. Was sind das für beschissene Denkweisen? Beugt euch nicht, nur damit andere sich größer fühlen!

Als ich auf besagte Schule kam, kriegte ich als Erstes zu hören: »Hör auf, deine Bücher zu lesen. Hier, lies das hier, das ist für Mädchen. Hör auf, dich so zu benehmen, das machen Mädchen nicht.« Die Erwachsenen, denen ich begegnete, waren uniformiert und

angepasst, nicht alle, aber die meisten. Unsere Nachbarn hatten keinerlei Interesse, sich für alternative Lebens- oder Sichtweisen zu öffnen. Sie wollten nichts von der Welt dort draußen wissen. Sie wollten einfach alles ausschalten, was anders war. Ich sehnte mich nach meinem Vater und seiner Eigenartigkeit. Ich brauchte ein Gegengift, dringend.

Nach einigen Monaten wurden mein Bruder und ich in ein Flugzeug gesetzt und in einen anderen Bundesstaat gebracht, nach Colorado. Dort sollten wir wieder mit meinem Vater zusammenkommen. Colorado ist einer der schönsten Orte dieser Erde. Wir lebten in einem kleinen Holzhaus am Fuße eines majestätischen Gebirges, in einer Stadt namens Evergreen, die eine Art Hippie-Kommune war. Ich liebte Colorado, auch wenn ich nach wie vor kein Fan von amerikanischem Essen war. Kurze Zeit später traf auch meine neue Stiefmutter ein. Alles in allem verlebte ich eine frohe und schöne Zeit dort. In dieser freieren Umgebung gewöhnte ich mich sehr viel besser ein als in der Wohnsiedlung auf dem Marinestützpunkt. Ich fühlte mich wohl in Colorado, obwohl ich in der sozialen Interaktion und Kommunikation mit meinen Mitschülern eher unbeholfen war. Wenigstens behandelten mich die Lehrer gut, und das war zur Abwechslung ja auch mal schön.

Um diese Zeit herum fiel mir ein Buch über Astralprojektion in die Hände. In einer Astralprojektion verlässt unser Bewusstsein den physischen Körper und geht auf der astralen Ebene auf eine Seelenreise. Ich lag also im Bett und übte und übte und übte, um auf Seelenwanderung zu gehen und meine Mutter zu finden.

Meine Mutter war noch in Italien, dachte ich zumindest, dabei war sie bereits auf dem Weg zurück in die USA, nach Oregon. Später fand ich heraus, dass mein Dad sie in Italien zurückgelassen hatte, damit sie bei den Kindern Gottes aus freien Stücken und unabhängig von ihm aussteigen könnte. Ihre einzigen noch lebenden Verwandten waren ihre Schwester und ihre Großmutter Vera. Grandma Vera hatte meiner Mom das Geld für den Heimflug geschickt und half ihr auch dabei, in der traditionellen Gesellschaft wieder Fuß zu fassen.

Eines Tages hieß es, dass ich am Abend nach Oregon reisen, meine Mutter wiedersehen und mit ihr dort leben würde. Zuerst war ich total aufgeregt und freute mich. Ich konnte ja nicht ahnen, dass Oregon für mich kein glücklicher Ort werden würde.

Rückblickend muss ich voller Bewunderung anerkennen, was meine Mutter alles geschafft hat. Ihr gelang der Umzug von Italien zurück in die USA, sie zog sechs Kinder ohne Geld groß, brachte uns teilweise mit Lebensmittelmarken durch, während mein Vater mit seiner neuen Frau zusammenlebte. Sie hatte sechs Kinder bekommen, nicht, weil sie es so wollte, sondern weil die Sekte sie dazu getrieben hatte. Mir erschien es immer so, als würde sie sich für ihr Leben schämen. Selbst heute noch mag sie es nicht, wenn ich über die Sekte spreche, dabei sehe ich darin nichts, wofür sie sich schämen müsste, als vielmehr ein alternatives Abenteuer, auf das sie sich begeben hatte. Nein, Scham- und Schuldgefühle musste sie deshalb gewiss nicht haben, zumal ich sicher bin, dass das Ganze ohnehin auf meines Vaters Mist gewachsen war.

Zurück in Amerika unterstützte meine Großmutter sie darin, eine Sozialwohnung zu bekommen. Eine recht einfache Wohnung verglichen mit dem sehr viel hübscheren Haus,

in dem ich mit meinem Vater in Colorado gelebt hatte, aber ich freute mich wie verrückt, wieder bei meiner Mutter und meinen anderen Geschwistern zu sein.

Doch leider hatte ich als älteste Tochter die A...karte gezogen. Mit zehn musste ich bereits die Mutterrolle übernehmen und mich um eine wild gewordene Rasselbande kümmern – alles andere als einfach, wenn man selbst noch ein Kind ist. Ich wollte keine Ersatzmama sein. Ich bin dafür nicht gemacht, da ich viel und gern nachdenke und unruhig werde, wenn ich nicht die Gelegenheit dazu bekomme. Ich brauchte schon immer viel Ruhe und Zeit für mich. Ich wollte keine erzieherische Macht ausüben, ich wollte rausgehen und in die Wolken starren. Außerdem war mir Fürsorglichkeit im Umgang mit meinen Geschwistern, gelinde gesagt, nicht gerade anezogen. Meine Situation ließ mich immer wütender werden. Ich spürte meine Ohnmacht. Ich wusste, ich musste meiner Mom helfen, und das tat ich auch, aber gerne tat ich es nicht.

In Oregon wurde mir der Wert eines einzigen Dollars bewusst. Ich erfuhr, was es heißt, sich durchzubeißen und sich zu schämen, vor der Kirche in der Essensschlange für Bedürftige zu stehen und ein Stück orangefarbenen Käse in die Hand gedrückt zu bekommen. In der Schule rief die sadistische Sekretärin unsere Namen immer durch die Lautsprecher aus, damit auch ja jeder die armen Kinder auslachen konnte, die auf gratis Essensmarken angewiesen waren. Das schmierige Grinsen auf ihrem Gesicht, wenn ich meine Marken bei ihr abholte, werde ich nie vergessen. Soziale Diskriminierung pur. Ich hasste diese Essensmarken, von dem widerlichen Fraß mal ganz zu schweigen. Manchmal verkaufte ich sie unter der Hand einfach weiter, um ein bisschen Geld herauszuschlagen. Ja, geschäftstüchtig war ich schon immer.

Mein Leben in Oregon ging so dahin, und damit will ich sagen, es war wirklich hart. Dann machte ich Bekanntschaft mit einem Kerl namens Lawrence. Er wohnte ein Stück die Straße hinunter. Er hatte mich dabei ertappt, wie ich unter seinem Zaun durchschlüpfte, um seinem Hund Brot und Wasser zu geben. Der Hund war angebunden, an einen Baum gekettet. Das Halsband um seine Kehle hatte sich so tief ins Fleisch eingeschnitten, dass sich dort bereits hunderte von Maden eingenistet hatten. Es war ein schwer misshandeltes Tier, und daran hätte ich erkennen müssen, was Lawrence für ein Mensch war. Er erwischte mich, als ich gerade dabei war, seinen Hund zu füttern, packte mich am Kittel und warf mich hochkant aus dem Hof. Ich landete auf meinem Hintern und hasste ihn auf der Stelle. Zwei Wochen später kam ich nach Hause, und wer saß da auf einem Stuhl in unserem Wohnzimmer? Lawrence. Mit seinem Fettbauch ließ er sich von vorne bis hinten bedienen, als wäre er der Herr im Haus. Als ich durch die Tür trat, sah er mich mit einem sadistischen Lächeln an. Ich erstarrte. »Hi, Rose, du kannst mich Dad nennen«, sagte er. »NEIN!« Ich weiß noch, wie ich laut schreiend hinaus ins Feld hinter unserem Haus stürmte und mich versteckte. Kurz darauf zog er mit seinen beiden Töchtern Autumn und Mary und seinem Sohn Larry (Lawrence Junior) bei uns ein. Lawrence Senior zeigte sich anfangs von seiner charmanten Seite. Doch darauf fiel ich nicht herein. Ich wusste, wie sein Hund aussah. Ich wusste, wozu dieser Mistkerl imstande war. Er war ein Widerling und hatte es irgendwie geschafft, meine Mutter einzuwickeln. Verzweifelt versuchte ich,